

Die Verwandlungen der Daphne : zur deutschen Lyrik unserer Zeit [Schluss]

Autor(en): **Ewald, August**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1931)**

Heft 8

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-853404>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Verwandlungen der Daphne

Zur deutschen Lyrik unserer Zeit

von August Ewald

Spricht man heute von religiöser Lyrik, so meint man die männliche Inbrunst und denkt an R. A. Schröders *Mitte des Lebens*; man meint das Angeleske und Weibliche des Niederneigens und denkt an Fritz Diettrich, man meint die Schaumann, die ein rührendes Passionale geschrieben hat, aber wer denkt dabei an Heinrich Lautensack¹⁾, sowohl im blutübertonnenen Bild, wie im schmerzhaften Zugriff? *Via crucis* ist ein holzgeschnittener Bauernkreuzweg in der Unkultur und Knorrigkeit der Sprache, in der Holzknechtswelt der Bilder (wo Simon helfend hinter dem Kreuz geht ,quasi 's Baumfuhrwerk steuernd'), und wo im Begegnen mit den heiligen Frauen Trubel eben Trubel ist –

Welch Aufeinanderprall – wie im dörflichsten Tanz –
 Der Knechte Geißeln – wie Cellosaiten
 Karawatschen ums Kreuzholz – das ist ganz Resonanz
 Und sinkt um – wie die Tänzerin – unter Armeausbreiten –

Das ist das eine: Mittelalter des Ausdrucks und der brutalsten Gefühlfeinheit. Das andere ist die Erotik. Es gibt im Deutschen nichts auf der Höhe des Künstlerischen an so berstenden animalischen Urpakten des Geschlechtlichen. Aus jedem Vers strotzt der Oberbayer, das Ungechlachte und die Geilheit. Ist hier ein klassischer Vorgänger, dann ist es Fischart. Es ist alles in allem die Erotik der Heuschöber und der Bürgerstube. In den ‚Gesängen auf Samland‘ wird das erlebt als ein einziges Gleichnis, nämlich als der Körper einer Frau. Aber als was für ein prunkender Körper hier! Und wiederum: was für ein karikiertes und zerrüttetes dort –

Der Busen: ein verfallener Altan.
 Die Rückgratlinie: solche Häuserecken
 Nach innen hohl, wie hohlgebogene Stecken
 Triffst du nur noch in meiner Heimat an. . .

Diese Welt ist eingehüllt in die Atmosphäre des dunkeln Dorfes, des dampfend aufgerissenen Leibes der Erde und der dumpfen Bibelbeispiele von Blutschande und Zeugungsfieber. Das Werk Lautensacks

¹⁾ Heinrich Lautensack *Via crucis; Dokumente der Liebesraserei*; Verlag A. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf.

ist ein einsamer Weidenstumpf. Aber wer wollte ihm die Schönheit bestreiten, wenn die Gerten grün hinausfahren und sich wie ein Stern um ihn ordnen?

Doktrinen über Geistiges gelten immer nur im allgemeinen. Zu sagen, daß die Erotik nicht die Sache der Deutschen sei, trifft das Problem zwar im Kern. Aber Vulkane haben ihren Herd in den Randverschiebungen der Erdrinde; warum sollte es in dem still und aus Tiefen heraufwirkenden Strömefeld der Kristallkugel, die wir das Geistige nennen, anders sein? Daß gewaltige Blasen unter der Rinde noch heut zur Explosion kommen, erinnert so lebhaft an die Urzeit der Erde, daß neben der Schönheit der Eruption ihr mit dem Werden des Alls gleichlaufender Ursprung Bewunderung abringen muß, wenn der Ausbruch elementar erfolgt. So war er bei Heinse, so kommt heute im Demeterzyklus Richard Friedenthals¹⁾ gesund und als der natürliche Überschuß der ewig schaffenden Kraft: lebenstrotzend und pudelnackt. Wobei ‚nackt‘ nichts ist als ein völliges Fallenlassen der Schleier um die Haut der Sprache. Deshalb blitzt es, wenn er das Weiß der Augen meint, klebt, schwillt, schwängert und platzt es zur Zeugungszeit der Natur, setzt das Blut, das Mark und die Nerven, das übervolle Fleisch, die Muskeln und die Sehnen in ein prachtvolles Wirken am Körper, tut Schritte, bläht die Nüstern und verfault mit der Erde. Das Wort peitscht und fegt einem wie zusammenschlagende Zweige ins Gesicht, denn es federt und hat Tempo – ‚der Wind bricht durch das Buschwerk wie ein Gaul‘. Der Grund der Erde und der Leib der Geliebten sind völlig eins –

Die glänzend roten und vor Fülle heißen
Verklebten Knospen fiebern zu zerreißen,
Und überall ist Feuchtigkeit zu finden. ..

Der Inhalt dieser 56 Sonette ist der einfache des Spiels zu zweien auf der Grundlage von Scham und Treue, mit dem Ziel Lebensrausch und Daseinswollust. Dem ordnet sich alles unter: Rhythmus, Vokalmusik und Farbendonner, oder eher: dieses ist jenes selbst und somit das Gedicht. Lautensack vergleicht das Land mit der Frau, Friedenthal sieht den Leib wie eine Landschaft –

Mit Buchten, Überhängen, Saat und Seen
Und abenteuerlich wie eine Stadt...

¹⁾ Richard Friedenthal *Demeter*, Verlag Axel Junker, Berlin.

Der Typus der Frau ist der volle, mit ‚den slavisch breiten Backen‘. Die Zärtlichkeit ist der Griff. Daß keine Sinne brach liegen, ist die Natur in tobendem Aufruhr: ein Orgelbrausen, Räumeächzen, Windepoltern und ein Tastenschlagen von ‚Gottes Faust‘, und im Wolkenkreischen, Wasserschallen und Sonnensausen erhält der Geschlechtsakt seine aus Rand und Band brechende Kulisse. Die Sinnlichkeit dieses neuen Demetermythos ist auf die Nüstern eingestellt. Dunst ‚von frisch gegorenem warmem Brot‘, Geruch von Jod und Juchten, von Teer und Tang würzen die kochende Luft, und die sich nackt aus dem Meer heraufhebende Frau ist ein einziger abgrundtiefer Atemzug –

Die Küste loht in violetterm Brand.
 Der rosige Kies erklingt. Du kommst vom Baden,
 Die braune Nacktheit blank mit Licht beladen.
 Die Tropfen fallen üppig auf den Sand.
 Gelassenen Hauptes steigst du an das Land
 Und läßt dich triefend ganz mit Glanz begnaden.
 Garben von Erntelicht. Im Sturz der Schwaden
 Dem Fall des Feuers schüttert leis der Strand.
 Du dehnt die Arme wie um aus dem Gleißern
 Mit vollen Händen Fetzen Licht zu reißen
 Und schränkst sie wieder hinterm Nacken schief.
 Salzduft windwürzig. Jodgeruch von Tang.
 Du lehnst den Kopf zurück und atmest lang
 Und atmest laut und unersättlich tief.

*

Wenn man alte Zeitschriften durchblättert, so lassen die von Franz Blei herausgegebenen staunen über den sicheren Blick, mit dem er die Anfänge der heutigen Dichtung gesehen hat. Ein genialer Spürsinn, für das Wesentliche, der ihn auch da auszeichnet, wo er Talente aufgriff, die längst verschollen sind! Ich möchte um nichts zwei Gedichte von Erich North missen oder die von Peter Heyden, die im *Hyperion* standen. Und wenn es schöner adelt, verloren zu schwärmen, als im Schwarm sich zu verlieren, so ist auch Oskar Loerke¹⁾ zu nennen, der ohne den dialektischen Staub von den Schuhen abschütteln zu können, sich ums Südliche eindringlich bemüht hat. Er muß deren einer sein, die, wie Alfred Musset von sich sagt, Herzklopfen bekommen, wenn sich ihnen ein Vers vollkommen rundet. Denn dann ist Musik darin, wie im ‚Pompejanischen Abend‘ –

Singt es nicht? « Wer kann, ermesse
 Unser aller großen Herrn,
 Feuer wühlt des Berges Esse,
 Feuer wühlt im Traubenkern. »

¹⁾ Oskar Loerke *Atem der Erde*, Verlag S. Fischer, Berlin.

Zu den Abseitigen, den Italikern und Hellenisten gehört auch vor allen Theodor Däubler¹⁾. Sein Fall ist lange nicht so verwickelt, wie es den Anschein hat, wenn man – nur heute noch (denn morgen wird es selbstverständlich sein!) – den Mut besitzt, sich zu entscheiden: ein die Form zertrotzender Manierist und ein großer Künstler. Das eine hier, das andere dort. Keinesfalls beides zugleich. Hier zeigt sich am praktischen Beispiel die Gefahr, die dem Georgekultus und seiner Grundforderung der (vermeintlich gebotenen) Ehrfurcht vor der Persönlichkeit entspringt. Das würde für Däubler bedeuten, daß aus der ultravioletten Pracht, wie sie seinen Visionen entstrahlt – und das ist ein beträchtlicher Teil des umfangreichen Werkes! – sich die Notwendigkeit ergäbe, seine Anthroposophie in Reimen hinzunehmen. Ist es schon ihr Schicksal, daß sie sich nicht visionär erschließen, philosophische Fragen sind in dem Augenblick für die Dichtung abzulehnen, wo diese jenen untergeordnet werden soll. Mit anderen Worten: wenn irgendwo, so ist bei Däubler zu scheiden zwischen dem, was er beabsichtigt, und dem, was er erreicht. Das erstere ist eine Deutung des Geistes aus dem ‚Urlicht‘, aus Sonne, Mond und dem Nordschein. Dieser Versuch, die heutige Zeit mit Hilfe ägyptischer, indischer, iranischer und germanischer Religionen astral zu sehen, mißlingt ihm. Das Wort krümmt sich in Krämpfen, die Heraustreibung des Geschlechtlichen, Religiösen und phantastisch Blutrünstigen übersteigt alles Vorstellbare und, trotz des Hohen und Vollkommenen an epischen, balladenartigen, dramatischen und lyrischen Stücken, ist das Ganze eine lehrhafte Dichtung. Weil er zu diesem Hexensabbat das Wort herausfordernd grotesk gestaltet, kann hier keine Kritik einsetzen. Denn wenn man der Dichtung schon eine außerklassische Linie einräumt, hat auch jede Ausdrucksmöglichkeit jenseits dieser volle Gültigkeit. Das steht für Däubler in gleicher Weise wie für die Wortphantastik Haringers und Ehrensteins. Bei Däubler aber ist es so: entweder ist es ihm gelungen, mit Hilfe seiner barocken Sprachgewalt das *Nordlicht* zu gestalten, dann schweigt die Kritik an der äußeren Form, oder der Versuch ist mißlungen, dann zerfallen diese romantischen Versruinen von selbst. Nun, der Versuch ist nicht geglückt. Dies, soweit es sich um das Beabsichtigte handelt! Anders im Erreichten! Da ist Däubler ein Dichter von allerhöchster Protuberanzfähigkeit der Visionen, ja manchmal sogar des Herzens. Im *Nordlicht*, das zugleich seine eigene Poetik enthält, bekennt er sich

¹⁾ Theodor Däubler *Das Nordlicht*, Inselverlag Leipzig; *Hymne an Italien*, Inselverlag, Leipzig.

ganz zu der inneren Schau; denn alles soll ja aus dem Urlicht entstanden sein. Darin, wie in der dantesken Anlage seines Epos zeigt sich ganz der Romane – er ist in Trient geboren –, aber hier zeigt sich auch der Zwiespalt, und wie das Urlicht ihm wohl für die Idee seiner Dichtung vorschwebte, wird vom Urklang seine wirkliche Form bestimmt –

Namenlos sind meine Lieder,
Sagbar kaum, wie sie entstehn,
Laute tauchen auf und nieder,
Bis sie klar zusammengehn.
Endlich freuen mich die Rhythmen,
Die ein Lied sich ausgewiegt,
Und ich will mich ihnen widmen,
Ihre Stimmung hat gesiegt...

In diesem eindeutig künstlerischen Bereich ersten Ranges, in den wir dem Dichter rückhaltlos folgen, steht die Form obenan. Aber das Licht bleibt immer Zielpunkt. In seinen vollkommensten Strophen strahlt es wie eine Aura um die Dinge, als das Weltlicht, das im Wort nun zu tönen beginnt. Daß sich der Geist wieder an das Wort gewöhnen wird, ist eine der letzten Feststellungen seines poetischen Gewissens, ebenso wie die Grundforderung an den Menschen, fliegen zu lernen. Denn wofür hat er seine ‚Hellen‘, wenn nicht, um sich in die Höhe zu wiegen. – Astralkörper geistern über den dinglichen –

Die Schwüre züngeln über den versternten Fingern
Und schweben strahlhaft, wenn ermüdet Arme sinken...

Die hohe Bedeutung, die er – immer abgesehen von der Maniriertheit – der Konstruktion des Verses beilegt, äußert sich zunächst in einer wogenden Vokalmystik –

Die Lichtfichte flimmert. Die Goldwolken drohen. Es blutet der Sturm...

Dann in einer unerreichten Handhabung der Zäsur und der Einstimmung der Strophe auf *einen* Vokal. Der ‚berauschte Abend‘ enthält mit der Pracht der Kulturlage die Farbe, den Klang, den Rhythmus, das Tempo und den Atemzug –

Furchtbar rot ist jetzt die Stunde. / Wutentzündet
Drohen Panther. / Grausam funkelnd / Aufgebracht!
Dieser bleibt, / ein Knabe reitet ihn / und kündet
Holder Wunder / tollen Jubel / in die Nacht.
Nacht! / Der Abend / aller Scharlach mag verstrahlen.
Auch der Panther schleicht im Augenblick davon.
Aber folgt dem Knaben! / Sacht in schmalen Glutsandalen
Tanzt er nackt / im alten Takt / von Babylon.
Alle Flammen abgeschüttelt? / Auf der Füße
Blassen Spitzen winkt / und fiebert jetzt das Kind:
Weltentschwunden? Sterne sind die sicheren Grüße
Stiller Keuschheit / überm Meere / vor dem Wind...

Ein Sonnenuntergang über Neapel auf das schmetternde *a* der Fanfare eingestellt! Denn das große Erlebnis Däublers ist Italien. Da ist der ‚Dudelsack‘, eine Stimmung in *u*, aber darüber die Melancholie des Savoyarden und Mignons, denn es ist Rom –

Der gute Dudelsack surrt wieder durch die Lauben,
Und alles leise Rauschen lauscht beinahe: lauscht!
Das Dudeln brummt und schluchzt von altem Bauernglauben –
Von Waldeswahn und Wasser, Wind, bin ich berauscht...

Oder es ist in unergründlicher Schönheit des sprachlichen Aufbaus und des Hinaufgreifens ins Himmlische die üppige Küste, die sich vom Meer bis in die Wolken staffelt –

Hoherhoben liegt Ravello über Klüften,
Seine Sehnsucht zittert um den liebsten Stern.
Ach, Amalfi ist der Berg bis zu den Hüften,
Doch Ravello ragt empor zu Gott dem Herrn...

Nahe dabei und doch wie verschieden an Wuchs, Hauch und Herz-
klang: Sorrent –

Ich war einmal ein seeerfahrener Lander
Und kam in einem Garten heimlich heim,
Mein Seufzen trug die Luft durch Oleander...
Wie wunderbar: ein Lächeln war der Reim...

Wie keiner erfaßt er, ein Halbtaliener, das Wesentliche Palermos im Kulturkampf der Normannen mit den Sarazenen, und aus diesem Balladenstoff wird mit dem ‚Einbruch in die Macht des Mondes‘ ein tiefes Symbol seines nun verdinglichten Weltgefühls: nun ist er wirklich, ohne astrale Konturen, ans Urlicht gelangt, im Südlichen: an das seit Jean Pauls Visionen im *Titan* prunkendste deutsch-italienische Bild. – Man würde Däubler Unrecht tun, wenn man ihn anders sähe. Nicht als ob die *Hymne an Italien* gegenüber dem *Nordlicht* einen absoluten stilistischen Fortschritt bezeichnet, denn auch dieses enthält ein halbes Hundert flammensprudelnder Garben. Vielmehr handelt es sich bei *beiden* um eine einschneidende Trennung von Didaktik und Gedicht.

*

Ist es faßbar, daß der Dichter, wie er das Getrennte vereinigt, das Nächste immer zerstört? Wer von denen um George und allen an ihm Orientierten hätte nicht an den Untergang der Ballade geglaubt? Da schafft ein junger Unbekannter eine neue Spannung zum romanischen Formkomplex, wie sie, einst umgekehrt und mit ähnlicher Distanz,

Ronsard zu Villon verwirksamt hatte. Es ist Bertolt Brecht.¹⁾ Er macht Bischof Percys Balladensammlung als germanisches Erbe blutdeutsch im Wetterstrahl der Sprache, europäisch in der Meer- und Savannenromantik der Motive und weltgeistig in gebetstiefwühlendem Tenor des Herzens. Er stellt sich bewußt gegen Goethe, verbindet Heines gellende Fanfare mit Coleridges schicksalsdrohendem Segelschatten und Rimbauds Plankenwirbel ins Unendliche. Dazwischen wächst, ein anderer «Edward», der Knabe Apfelböck, der die Eltern erschlägt (siehe Zeitungsnotiz von gestern!) und die Leichen in den Schrank sperrt –

Es sprach die Milchfrau einst, die täglich kam:
Was riecht hier so? Es riecht als wenn man stirbt!
Im milden Licht sprach Jakob Apfelböck:
Es ist das Kalbfleisch, das im Schrank verdirbt.

Und als sie einstens in den Schrank ihm sahn,
Stand Jakob Apfelböck im milden Licht,
Und als sie fragten, warum er's getan,
Sprach Jakob Apfelböck: Ich weiß es nicht...

Die Form ist das Geleier der Moritat mitsamt einem Unsagbaren, Tränenreichen, das sie so leicht und unheimlich zugleich macht. Im Winde ihrer ewigen Fugen heult die gepeinigte Kreatur. Darum ist das eine Antlitz dieses Dichters Erbarmen; das andere die berstende Lebensbrunst, und es kennzeichnet den Romantiker, daß er im Wahnsinnszeitalter des Maschinentempos die Fernsucht alter Seegeschichten und die Abenteurnächte aus den Prärien Freiligraths in seine sprunggespannte, raubtierfleckige Wortsyntax versammelt. Denn nicht das rührend und kindheitssüß hauchende Volkslied, nicht das gewaltige angelsächsisch stöhnende Echo der Schatten, nicht sein Naturkult «Vom Klettern auf Bäume», «Vom Schwimmen in Seen und Flüssen», sondern die Sturmballaden des Unendlichen – am raumvernichtenden Vorabend des Luftschiffs! – sind sein wahres Feld. Aber wie tief in der Seele liegt das Abenteuer! Die deutsche Dichtung hat nie Ähnliches gehabt. Um die Leute des Cortez wächst der Wald traumhaft wie aus einem schattenden Dialog Hofmannsthals. Hier reißt er das logische Gerüst der Zeit zusammen, indem er das Tempus der Gegenwart und Vergangenheit, gegen jedes bislang geltende Gesetz der Stilistik, regelmäßig wechseln läßt, und bestreitet dem Außen das Recht, indem er Hier und Dort durcheinanderdrängt. «The ancient

¹⁾ Bertold Brecht *Hauspostille*, Propyläenverlag Berlin.

mariner », der fliegende Holländer, das Geisterschiff – unheimlicher pfeift auf diesen ausgestorbenen Planken die wilde Jagd des Meeres mit dem Hai im Gefolge –

Oh, während er kreuzt in den Ostpassatwinden
Liegt er in den Tauen: verfaulend ein Aal
Und die Haie hören ihn oft einen Song singen
Und sie sagen: er singt einen Song am Marterpfahl.

Doch an einem Abend im Monat Oktober
Nach einem Tage ohne Gesang
Erscheint er am Heck und sie hören ihn reden,
Und was sagt er? «Morgen ist Untergang.»

Denn das Meer ist ihm das Symbol des ewig Seienden, das Wrack das zerstörte Leben und der Song die Unersättlichkeit des Daseins und der Schrei nach der Wiedergeburt –

Er hat eine Lust in sich: zu versaufen,
Und er hat eine Lust: nicht unterzugehn...

Die Balladen zeigen den Dichter im politischen Querschnitt als den reinen Europäer, nicht wegen der Einbeziehung der Windrose in seine fernegeistige Witterung, sondern weil hier ein Ton aufklingt der – zum erstenmal echt! – dem Intereuropäischen solche Kräfte abgewinnt, daß das Angelsächsische mit Percy, Coleridge und Hood deutsch erscheint, wie das Deutsche durch Heine mit Villon und Rimbaud französisch. Was das Inselreich an Salz und Tang in seiner malerischen Sprachseele aufgestapelt, wird in diesen « Chroniken » seeräuberisch entnationalisiert –

Sie leben schön wie noble Tiere
Im weichen Wind, im trunknen Blau!
Und oft besteigen sieben Stiere
Eine geraubte fremde Frau.

Die hellen Sternennächte schaukeln
Sie mit Musik in süße Ruh
Und mit geblähten Segeln gaukeln
Sie unbekanntenen Meeren zu.

O Himmel, strahlender Azur!
Enormer Wind, die Segel bläh!
Laßt Wind und Himmel fahren! Nur
Laßt uns um Sankt Marie die See!

O Himmel, strahlender Azur!
Enormer Wind, die Segel bläh!
Laßt Wind und Segel fahren! Nur
Laßt uns um Sankt Marie die See!

Welche Mischung! Hier ist das Tierische und das Himmlische, der Schrei und die Musik, der Sturm und die Ruhe, die Mythologie mit Europa und die Kirche in der heiligen Jungfrau. Denn man rechne nach, wieviele bunte Stiere auf dies Eiland stiegen! Vom violetten Eis der bleichen Nordnächte bis zu den sternfunkelnden unbekanntenen Meeren im Süden geht der brodelnde Orkan des Nord-Südgesichts.

Auch die lyrische Ballade Mörikes lebt hier auf in der « Erinnerung an die Marie A. ». Da sind soziale Klänge aus des genialen Thomas-Hood-Orchester, da sind die Verwesenden in der Kammer, die Edgar Allan Poes imaginative Sterbewollust in den Schatten stellen, da sind auch die Totengräber der waffenklirrenden Großmannssucht. Diese ausgebuddelte Soldatenleiche, die, k. v. geschrieben, als verpesteter Kadaver nochmals in den Heldentod zieht, übertrübt an Schuld und Gram, an Gelächter und Grauen alles, was eine Hölle taumelnd gezeitigt hat: es ist Heine, Bruchstücke eines Elementargeistes toben.